

verzehrt) Austausch *eine* bessere Welt für alle zu schaffen. Dokumentarist*innen und Journalist*innen aus aller Welt könnten dann dort hin strömen und berichten, wie inspirierend ihr Aufenthalt war und wie viel Hoffnung sie in der sonst so hoffnungslos autodestruktiven Welt gefunden haben. Sie werden mit dem wieder aufgebauten Bahnnetz gemütlich und schadstoffarm anreisen und dann schon in der multi-modularen Bewegung durch die Region diverse Bewohner*innen bei ihren vielschichtigen Tätigkeiten kennen lernen. Ihre Berufe sind dann nicht mehr von der Autoinfrastruktur scharf in Produktion und Reproduktion, Sorgen und Schaffen, Freizeit und Arbeiten getrennt; stattdessen wird es viele freudigere Patchworks dazwischen geben, die individuellen Vorlieben entsprechen und diverse neue und alte Verbindungen mit dem Boden ermöglichen. So findet sich eine bunte Diversität an Praktiken, Erscheinungsformen und Denkbildern, gegen die die heute graue Monotonie der vom Auto regierten Lebenswelten kaum mehr attraktiv erscheinen wird. Noch gibt es diverse und vielschichtige Optionen, wie bunte und widersprüchliche Akteur*innen der Gegenwart sich diesem Pluralismus zuwenden können. Dann werden wir vielleicht schon bald nicht mehr in einer Welt leben – aber umso interessierter unsere jeweiligen Welten besuchen und kennen lernen wollen. Statt wie bisher das Ressentiment und der Stumpfsinn, würden dann die gegenseitige Bestärkung und die verständige Neugier überwiegen, welche schon in den Bewegungen zu anderen Welten entfacht wird.

Coda: Zurück zum Zukunftsindigenen

Erinnern wir uns an den Zukunftsindigenen aus dem ersten Kapitel – auch er muss Vorfahren gehabt haben, die Automechaniker*innen, Büroangestellte und *East Coast Vision Manager* gewesen sind. Irgendwie – und es mag nach Katastrophen und Zusammenbrüchen gewesen sein – haben seine Vorfahren zurück zur Erde gefunden. Sie sind gelandet. Sie haben es – sicherlich über auch schmerzhaft Prozesse der Trauer und des Ablösens – geschafft, sich von der Abhängigkeit einer normalisierten Katastrophe loszulösen. Wie haben sie das gemacht? Wie ist das gelungen?

Im Wind der kommenden und schon stattfindenden Katastrophen fühle ich eine große Sehnsucht danach, dass dieser Schritt schon bewältigt wäre. Ich bin ungeduldig, denn ein Teil von mir lebt schon dort. Ich kann diesen Teil ab und zu hervorholen, aus Schichten, die viele von uns teilen; beim Riechen an

wild blühenden Pflanzen oder bei der Arbeit in einem Waldgarten. Doch nicht für sehr lange. Denn bald wieder wird die Welt da draußen eine kaum auszuhaltende Zumutung. Ich muss weiter konsumieren. Alles stinkt und lärmt. Der tagtägliche Anspruch des Verfügens über eine gute Tonne Stahl zur Lebensmittelbeschaffung erscheint mir wie eine unverzeihliche Arroganz. Ampeln sind mir eine persönliche Beleidigung. Alles was mich hier taub und blind macht erscheint mir wie ein Hohn am Diesseits. In Supermärkten, auf Autobahnen und anderen Freuden der Modernen überkommt mich eine Fremdheit, die über das von den Marxisten beschriebene Gefühl der Entfremdung hinaus geht. Es zieht mich in die Bodenlosigkeit, über der mein indigenes Selbst ganz schwach und verzweifelt baumelt und dann abrutscht in den unsichtbaren Bereich. Ein modernes Selbst, das geil ist auf die totale Freiheit, gewinnt wieder Überhand.

Sofort fragt mein kritisches Denken: Kann ich es überhaupt fordern, wieder indigen zu werden? Ist das nicht *cultural appropriation*? Die Sehnsucht nach »Landen« ein Instinkt nach *Blut und Boden*? Ich kaufe mir einen billigen Schockriegel und einen Superfood-Smoothie zur Beruhigung.

So viele Wege scheinen durch die giftige Geschichte der Moderne verstellt. Dennoch – auch wenn sie (noch) keinen guten Begriff gefunden hat – die Sehnsucht wird größer.

Verzweifelt legen wir die Hände auf den Grund. Doch wir fühlen nur warmen, dreckigen Asphalt. Selbst wenn wir uns daran festkleben, kommt innerhalb von fünfzehn Minuten die Staatsgewalt und entfernt uns. Bitte nicht hier. Bitte in den dafür vorgesehenen Zonen.

Doch manchmal blitzen Momente auf, die lang genug sind, dass ich das Gefühl bekomme, mein indigenes Selbst gewinnt Überhand, besiegt die Bodenlosigkeit. Dann lebe ich schon in meiner Utopie – wenn ich in einer besetzten Zone wie der ZAD oder bei Longo Maí den Möglichkeiten eines sensibleren Lebens nachfühlen kann, manchmal sogar, wenn es mir bei guter Stimmung beim Radfahren entlang des Landwehrkanals oder des Alpe-Adria-Radwegs gelingt, für ein paar Minuten oder gar Stunden die Autos zu vergessen und im Traum zu schweben, wie es wäre, wenn wir uns alle nur so langsam und verbunden bewegen würden. Doch irgendwann kommt die nächste Autobahnunterführung bestimmt, an der mich gehässige Rotlichter und gigantische Betonmauern an der freien Bewegung hindern. Außerhalb der wenigen autonomen Zonen rast der verstetigte Krieg wie eh und je. Nur mehr dunkelhäutige Menschen bearbeiten unsere gigantischen, monokulturellen Felder, während die Weißen sich in dickeren Karosserien verschanzen. Hämisch und schmerzhaft rauscht der tödliche Verkehr und rümpft mir die Nase. Ich versteife in-

nerlich, versuche den utopischen Ausflug durch Atemübungen zu bewahren. Doch meine kurzen Anflüge von Utopia haben ein furchtbaren Beigeschmack von Giftstoffen, den man nicht weg bekommt. Das kann nicht gesund sein. Ich werde wieder normal, schlucke mein Superfood.

Aber mein anderes Selbst aus der tieferen Schicht nimmt, was es kann. Es redet meiner Lunge gut zu, das Gift noch weg zu filtern. Das schaffst du noch und dahinter wohnt eine bessere Welt. Das zukunftsindigene Ich lebt von solchen schwachen Zonen, es blitzt dort auf, umrahmt vom Lärm und Gestank der Normalität. Mein Superfood schmeckt fahl. Das selbstlose Ich braucht andere Welten. Es muss sich ausdehnen können. Welten, in denen es dann irgendwann mal weniger Kampf braucht. In denen vielleicht irgendwann mal wo landen zu können nicht mehr den Widerstand, das Dagegen braucht. In denen der Krieg enden kann. Wir brauchen Raum zum frei Atmen und neu Schmecken – um andere Selbstverständlichkeiten dann irgendwann mal ganz selbstverständlich zu schmecken. Um dann irgendwann mal so indigen geworden zu sein, dass wir nicht mehr wütend, sondern einfach nur verwundert vor den Staukolonnen stehen. Es gibt ein Hupkonzert. Doch wir stehen da. Sie schreien uns an, die aussterbenden Modernen, doch wir verstehen ihr zerstörerisches Wüten einfach nicht. Mit großen, offenen Rehaugen stehen wir still da. Wir sind verwurzelter als sie.

